

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestelgelb.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Insertate werden die 5 gespaltene Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Str. 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertag geschlossen.

Tageskalender.

Der Reichstag beschäftigte sich mit den Beziehungen des Ministers von Roddie zu der Firma Tappeler & Co.

Die sogenannte Wahlreformvorlage wurde im preussischen Dreiklassenparlament vom Minister von Bethmann-Hollweg durch einen unverständlichen Galimatias eingeleitet.

Eine Anzahl deutscher Professoren erließ eine Protestkundgebung gegen das preussische Schulverfassungsgesetz.

Die Teilung der Beute.

Von Ant. Pannekoek.

* Leipzig, 24. März.

I.

Wenn die Arbeiter eines Betriebes sich anschicken, durch Kampf gegen ihren Ausbeuter ihre Lebenslage zu verbessern, so bemerken sie bald, daß dieser Patron nicht allein steht. Der Kampf erweist sich als um so schwieriger, je kräftiger sie ihn führen, denn dieser eine Kapitalist wird von der ganzen Kapitalistenklasse unterstützt.

Und zwar nicht allein von den Fabrikanten desselben Betriebszweiges, die unmittelbares Interesse daran haben, daß die Arbeitsbedingungen für die Arbeiter nicht zu günstig werden — nein, die Klassenolidarität der Kapitalisten geht viel tiefer und weiter. Man braucht nur bei irgendeinem großen Streik, bei irgendeinem hartnäckigen Kampfe einer bedeutenden Gewerkschaft gegen einen Unternehmer darauf zu achten, wie alles, was zu den Herrschern und Besitzern oder zu ihren Bediensteten gehört, unmittelbar über die „herrschlichen“ Arbeiter herfällt. Und noch deutlicher tritt diese Solidarität hervor, wenn es sich um den politischen Kampf handelt. Die Arbeiterklasse steht ganz allein, indem sie die Abschaffung der kapitalistischen Ausbeutung fordert; alle andern Gesellschaftsklassen, wie sehr sie einander sonst befehlen, sind in der Bekämpfung unsres sozialistischen Ziels ein Herz und eine Seele.

Der Grund dafür ist leicht zu erkennen. Alle sind sie — mit Ausnahme selbstverständlich der zu proletarischer Lebenshaltung heruntergedrückten Kleinbauern und Klein-

bürger, die nur dem Schein nach selbständig sind, in Wirklichkeit aber gleichfalls vom Kapital ausgebeutet werden — an der Ausbeutung des Proletariats beteiligt; alle sind deshalb daran interessiert, daß die Ausbeutung bestehen bleibt. Der Arbeiter wird, wenn man die Sache genau nimmt, nicht von einem einzelnen Kapitalisten, sondern von der ganzen Kapitalistenklasse ausgebeutet. Der Fabrikant steckt keineswegs den ganzen Mehrwert — die ganze Differenz zwischen dem Wert des erzeugten Produkts und dem Wert der für die Erhaltung der Arbeiter nötigen Lebensmittel — in seine Tasche. Von seinem Profit muß er einen Teil den Bankiers und Geldkapitalisten abgeben, die ihm Kapital vorgeschossen haben; in einer Aktiengesellschaft nehmen diese Herren — als Aktionäre und Aufsichtsräte — sogar den Löwenanteil und speisen den Leiter des Betriebes mit einem, allerdings nicht so ganz armeligen Direktorgehalt ab. Einen Teil fordern die Bodenbesitzer, die für den winzigen, aber durchaus nötigen Bodenraum für die Fabrik oft ungeheure Mieten beanspruchen. Ein Teil muß als Steuer dem Staate entrichtet werden, der davon Beamte, Offiziere, Minister usw. bezahlt. Ein Teil fällt den Kaufleuten zu, die die Waren den Konsumenten zuführen. Alle Personen, durch deren Hände die Produkte gehen müssen, ehe sie in die Hände der Verbraucher gelangen, müssen ihren Teil davon haben, und erreichen dies durch einen Zuschlag zu den Warenpreisen. Deshalb zahlen die Arbeiter für ihre Lebensmittel viel höhere Preise, als die Fabrikanten für ihre Produkte erhalten; die Differenz ist auch ein Teil des den Arbeitern abgenommenen Mehrwerts. Wenn man also zum Beispiel sieht, daß in einem Betriebe durchschnittlich ein Jahresprodukt von 1500, und ein Jahreslohn von 1000 Mk. auf jeden Arbeiter entfällt, so soll man nicht glauben, daß der Mehrwert nur 500 Mk. betrage; in den 1000 Mk., die der Arbeiter empfängt, steckt auch ein bedeutender Teil Mehrwert. In seiner Hausmiete zahlt er den Hausagrarier ein schönes, arbeitsloses Einkommen; durch seine Ausgaben für Lebensmittel hilft er zahlreichen Zwischenhändlern auf die Beine und steuert dem Staate; in dem Preise, den er für Brot und Fleisch zahlt, ist ein bedeutender Profit für die landwirtschaftlichen Bodenbesitzer enthalten.

Man kann die Sache auch noch anders betrachten. Die ganze Arbeiterklasse produziert als Totalprodukt ihres Schaffens alle Werkzeuge, Maschinen, Gebäude, Lebensmittel und Duzugsmittel, die von der ganzen Gesellschaft vernutzt

oder verzehrt werden. Nur ein Teil dieses Totalprodukts wird von der Arbeiterklasse konsumiert; der übrig bleibende bedeutendste Teil bildet den Totalmehrwert. Er wird von den verschiedenen andern Bevölkerungsklassen beschlagnahmt und teils als neue Produktionsmittel verwendet, teils konsumiert. Was die Industriearbeiter, die Landarbeiter, die Kleinbauern mit anstrengender Arbeit produzieren, davon leben die Fabrikanten, die Junker, die großen Kaufleute, davon leben die Haus- und die Ladenbesitzer, davon leben die Minister, die Generale, die Richter und die Staatsanwälte, die Professoren und die Studenten. Davon lebt die ganze besitzende Klasse, und außer ihr leben davon alle jene arbeitsfähigen Leute, die sie zu ihrem Vergnügen, zu ihrem privaten oder auch zu ihrem gemeinsamen Dienste verwendet und dafür der produktiven Arbeit entzieht, wie Schauspieler, Künstler, Hausdiener, Aufseher, Soldaten. Alles, was der Arbeiterklasse auf diese Weise abgenommen wird, ist gleichsam eine gewaltige, jedes Jahr und jeden Tag den Besitzern zustießende Beute, die diese Leute unter sich zu verteilen haben. Zum Teil geschieht die Teilung mechanisch, durch die Gesetze des Kapitalismus selbst; zum Teil aber ist sie der Gegenstand großer politischer Kämpfe zwischen den verschiedenen Klassen, die an der Ausbeutung beteiligt sind.

Die natürlichen Gesetze des Kapitalismus, die über die Verteilung der Beute gebieten, sind die Gesetze der Konkurrenz. Es sind ihrer zwei. Erstens hat dieselbe Ware immer nur denselben Wert, gleichviel ob sie von einem besser oder schlechter eingerichteten Betriebe produziert wird. Zweitens erzeugt durchschnittlich in den zur Produktion verschiedener Waren dienenden Betrieben das Kapital den nämlichen Profit. Das erste dieser Gesetze treibt die Unternehmer unaufhörlich dazu an, die Produktivität ihres Betriebes zu erhöhen. Wer damit seinen Konkurrenten voraussetzt, kann das Produkt, wenn er sich mit dem bisherigen Profit begnügen wollte, bedeutend billiger liefern als sie. Das tut er jedoch nicht; er liefert es nur wenig billiger und erzielt dadurch einen Extraprofit auf Kosten seiner Konkurrenten, die nun gezwungen sind, auch alle niedriger zu verkaufen und also alle einen Teil ihres bisherigen Profits verlieren. Wer in der Ertragsfähigkeit seines Betriebes hinter dem Durchschnitt seiner Konkurrenten zurückbleibt, erhält weniger, wer ihnen darin voraussetzt, erhält mehr von dem Gesamtmehrwert, den die Arbeiter ihrer Betriebe zusammen erzeugen.

Seuilleton.

Opfer der Liebe.

Ein Roman aus Süddeutschlands Nebengelende.
Von Max Wittrich.

[Nachdruck verboten.]

Wie Pietro in Augenblicken des Kampfes aufflammte, so kamen ihm in Zeiten der Erregung auch blühschnell neue Gedankenspläne. Erst als er das Verlangen nach der Entfernung Battistas im Zorne hingeschleudert hatte, wurde die Ueberlegung seiner Herr, daß ihm Battistas Anwesenheit hier schaden könnte.

Könnte er nicht gelegentlich den Gefühlen des Vaters Zwang anlegen und in kritischen Zeiten ein unwillkommener Zeuge sein?

„Wo steckt er denn überhaupt?“ forschte er jetzt. „Man sieht ihn fast gar nicht mehr.“

„Er wird bei der Arbeit sein.“

Pietro trat in die Tür und ließ seine Augen durch Hof und Garten gehen. Da er niemand bemerkte, rief er laut hinaus: „Battista! Battista!“ und wiederholte den Ruf nach kurzen Pausen um so dröhnender.

Doch der Gerufene erschien nicht, und so torkelte Pietro schimpfend über den Hof und öffnete einige Räume. Die alte Cressens hatte sich, erschreckt durch sein Geschrei, soeben erhoben, um nach seinem Treiben zu sehen.

Kaum wurde Pietro ihrer gewahr, so kam eine Ahnung über ihn, daß die Magd bei dem Gesuchten geweilt habe. So schritt er in der Richtung weiter, aus der sie sich genächt hatte, und schaute in ein kleines, aber heimliches Stübchen — in das seines Sohnes. Sein Gemurmel verstummte, als er auf der Schwelle stand. Denn was er hier sah, bedeutete für ihn eine Ueberraschung ohne Gleichen: neben einer an die Wand gelehnten Mädchengestalt, deren schlanken Körper ein schmerzliches Schluchzen rüttelte und schüttelte, stand betäubtes Antlitzes ein Jüngling, der des Mädchens Hände in den seinen hielt und offenbar tröstend auf das junge Wesen eingeredet hatte.

„Ah, Battista!“ sagte der Alte und schritt auf ihn zu. Des Sohnes Groll kam in keinem Worte zum Ausdruck, sondern er bewies seine Selbständigkeit dadurch, daß er die Hände der weinenden Kameradin nicht losließ und seinen Vater ruhig fragte: „Wolltest Du von mir etwas?“

„Se nachdem! Man kommt ja nicht immer dazu, in Ruhe miteinander zu sprechen. Ich dachte heute gerade daran, was Du wohl beginnen könntest, wenn Du hier fortgingst.“

„Will ich denn fortgehen?“

„Du sollst es! Schließlich wird das Ei wieder mal klüger sein wollen als die Henne — was?“

Battista konnte keine schnelle Erklärung für das Verlangen des Vaters finden. Er ließ die Hände Maria Theodoras fahren und bat das Mädchen: „Ach bitte, laß uns einen Augenblick allein!“

Sie huschte hinaus, angstvoll und doch schon gestärkt durch die Ruhe Battistas.

„Sie hätte eben so gut dableiben dürfen!“ sagte Pietro. „Was ich von Dir will, kann jeder hören. Ich wollte nur von Dir wissen, ob Du junger Mensch Dich hier ein für allemal einmisten und für diese Gesellschaft arbeiten willst, bis Du liegen bleibst?“

„Vorläufig mindestens wollte ich noch nicht verschwinden. Du selber hast mich hergebracht, und ich bin den Leuten Dankbarkeit schuldig. Haben sie nicht mehr für mich getan, als ich für sie?“

„Und was hast Du mit dem Mädchen vor? Das war ja große Vertraulichkeit — ist das etwa das Häkchen, das Dich hält?“

„Ich brauche hier nicht den Wächter zu spielen, Vater. Und was vielleicht nach Jahren mit mir geschieht, darüber brauchst Du Dich am wenigsten aufzuregen. Hast Du mich nicht hinausgestoßen und hierher gebracht, als ich kaum die Schule verlassen hatte? Wenn ich bis jetzt auf fremde Menschen angewiesen war, so kannst Du mich auch ferner meinen Weg allein gehen lassen. Am übrigen kann die Zeit bald kommen, in der wir uns ganz nach Deinem Wunsch einige Jahre nicht mehr sehen werden.“

„Ah? Da hat mein Söhnchen doch Auswanderungsgedanken?“

Battista lächelte. „Bestimmt weiß ich nicht, ob ich gehe. Und wohin ich gehe, bleibt ebenfalls abzuwarten.“

„Man wird doch aber erfahren —?“

„Sobald die Entscheidung da ist, gewiß!“

„Siehst Du, da verstehen wir uns wieder. Ich will mich, wie Du vielleicht schon gehört hast, im Frühjahr hier im Dorfe oder ganz in der Nähe niederlassen. Da ist denn gleich Gelegenheit für den Abschied.“

Battista hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, doch er schlochte den Kerger hinunter und verharrete stumm, bis sich Pietro Conta zum Gehen wandte.

„Du kannst die andere Gesellschaft nochmals von mir arischen und ihr sagen, im nächsten Jahre heiße es Farbe bekennen.“

„Du solltest uns alle miteinander lieber in Frieden lassen, Vater!“

Der Alte drehte sich noch einmal um. Offenbar fand er jedoch keine Antwort, die für alle Bewohner des Hauses gleich geeignet gewesen wäre, und so ging er nach kurzem Verharren stumm nach der Straße.

Nach im Löwenwirtschause herrschte fast völlige Stille. Nur der Wirt machte am Abende seiner Empörung in einigen zusammenhanglosen Worten Luft. Battista ließ sich nicht sehen; ihm war der Gedanke peinlich, immer wieder seinen Vater unheilberühnend erscheinen zu sehen. Doch so still alle nebeneinander hergingen, so eifrig arbeiteten bei jedem Kopf und Herz. Der Schlaf hatte in der folgenden Nacht nicht die beste Stätte im Löwenwirtschause. Ueberall wurden Fäden nach einem glücklicheren Lande der Zukunft gesponnen. Am neuen Morgen gab Tagarengen ihrem Vater zuerst Kunde von ihrer Absicht:

„Weißt Du, Vater, wir wollen uns an einem der nächsten Tage einige Stunden zusammensehen und über alles reden, was hier zu tun ist. Vorher mag jeder mit sich selber ins Reine kommen.“

„Na, das müssen wir tun. Vielleicht gleich am nächsten Samstag, wenn ich gegen Abend von der Stadt zurückkomme.“

Die Mädchen nickten. Am Abende des Samstags war ohnehin eine besondere Stille im Hause. Unter jedem Tritte knirschte der auf die frisch gecheuerten Dielen gestreute Sand durch das Haus, in dem sich der Sonntag vorbereitete. Das war die beste Zeit, Zukunftsgedanken nachzugehen.

[Fortsetzung folgt.]

Dieses einfache Gesetz ist der tiefste Grund jener gewaltigen, kapitalistischen, unaufhörlich die Produktivität der Arbeit erhöhenden Revolution, die wir im 19. Jahrhundert beobachten. Es erzeugt ein Wettrüsten mit Maschinen und technischen Verbesserungen und kommerziellen Fähigkeiten, wo dem Sieger als Siegespreis Extraprofit winkt, dem Besiegten Schwärzung, sogar Aufhebung des Profits und schließlich Untergang droht. Der erbitterte Konkurrenzkampf, der die Kapitalisten fortwährend umtreibt und sie nur selten zur Ruhe kommen läßt, ist ein Kampf um die Teilung der Beute.

Es ist klar, daß dies Verhältnis die einzelnen Kapitalisten zu scharfem Widerstande gegen Arbeiterforderungen treiben muß, weil sie sonst in ungünstigere Stellung zu ihren Konkurrenten kommen. Doch sei noch darauf hingewiesen, wie klar in diesem Zusammenhange die Fadenähnlichkeit jenes kapitalistischen Geredes hervortritt, das unsere Gesellschaftskritik mit der Bemerkung zu widerlegen glaubt, daß der Kapitalist, der Fabrikant auch arbeite, ja oft viel mehr und schwerer arbeite, als der Arbeiter. Die Arbeit des Kapitalisten und die Arbeit des Arbeiters sind in ihrem Charakter grundverschieden. Die Arbeit des Arbeiters produziert den Lebensbedarf für die ganze Gesellschaft, von dem ihm ein großer Teil durch die Bourgeoisie abgenommen wird. Die Arbeit des Kapitalisten besteht darin, daß jeder für sich selbst das wenn möglich, größte Stück dieser Beute zu haschen sucht. Sie gleicht der Anstrengung der Räuber, die sich schlagen und streiten, weil jeder möglichst viel von der gemeinsam erackten Beute haben will.

Das andre Gesetz der Konkurrenz ist ebenso selbstverständlich. Das Kapital sucht immer einen möglichst großen Profit: wenn in irgendeinem Betriebszweige durchschnittlich höherer Profit gemacht wird, als der übliche, so wendet sich das Kapital vorzugsweise diesem Zweige zu, und durch die Konkurrenz sinkt dann hier der Profit; den zu wenig Profit liefernden Betriebszweigen wird jedoch Kapital entzogen, bis durch Steigen der Preise sich auch hier der durchschnittliche Profit hergestellt hat. So wird sich für alle Betriebszweige eine Durchschnittsprofitrate auszubilden suchen; Betriebszweige, wo viel Kapital nur wenig Arbeiter verwendet und wo also wenig Mehrwert gebildet wird, werfen doch durch Erhöhung der Preise über den Wert einen dem Kapital entsprechenden Profit ab, der herkommen muß aus den Betriebszweigen, wo wenig Kapital eine große Arbeitermasse ausbeutet. Hier zeigt sich also noch deutlicher, daß nicht der einzelne Arbeiter Mehrwert schafft für den einzelnen Ausbeuter, sondern daß die ganze Arbeiterklasse Mehrwert schafft für die ganze Kapitalistenklasse. Diese Beute verteilen die Mehrwertmasse nicht nach der Rate von dem, was jeder in seiner eignen Fabrik hat erzeugen lassen, sondern im Verhältnis der Kapitalien, die jede Gruppe in das große gemeinsame Geschäft der Ausbeutung einbringt.

Hier hat man also die Ursache, weshalb die Forderungen, die die Arbeiter eines bestimmten Betriebszweiges stellen, nicht nur die Unternehmer dieses Zweiges, sondern die ganze Kapitalistenklasse angehen. Gesezt, die Bauarbeiter der Stadt Leipzig hätten den Bauunternehmern eine bedeutende Lohnerhöhung abgerungen. Werden diese dann die Preise für den Bau von Häusern unverändert lassen und sich mit einem bedeutend geschmälernten Profit begnügen? Mit Nichten: sie werden sofort den größten Teil ihres Verlustes abwälzen, indem sie die Preise der Häuser erhöhen. Dann muß jeder Rentier, der ein schönes Wohnhaus, jeder Fabrikant, der eine Fabrik, jeder kleine Kaufmann, der einen Laden bauen läßt, etwas mehr zahlen. Und dies wird ihre Haltung zu dem gewerkschaftlichen Kampfe bestimmen: nicht nur aus Abneigung gegen die Arbeiter und aus Freundschaft für die Bauunternehmer, mit denen sie Regel schieben oder auf dem Kasino schwagen, sind sie empört über die „fressen“ Forderungen der Arbeiter; nein, sie wissen es ganz genau und sprechen es offen aus: weil diese Forderungen der Arbeiter auch ihnen selbst Geld aus der Tasche holen wollen.

Diese Ausgleichung zwischen den Profittaten der einzelnen Betriebszweige ist der unmittelbare materielle Grund der Klassensolidarität, welche die ganze Kapitalistenklasse auch gegen solche Forderungen der Arbeiter verbündet, die sich ganz im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung halten. Jeder einzelne empfindet mit Recht jede Vergrößerung des Arbeiteranteils an dem Gesamtprodukt als eine Schwämmerung seines persönlichen Profits. Oder auch nicht mit Recht. So beareißlich die Haltung der Besitzer ist, so wenig hat sie mit dem Recht zu tun. Denn wenn die Arbeiter eine Vergrößerung ihres Anteils verlangen, so bedeutet diese nicht einmal eine Schwämmerung des Kapitaleinkommens; sie bedeutet nur, daß die enorme Steigerung, die das Gesamtprodukt alljährlich durch die produktiveren Arbeitsmethoden erfährt, nicht ganz der Kapitalistenklasse anheimfällt, sondern zu einem kleinen Stückchen dazu beiträgt, die Lebenshaltung der Arbeiterklasse zu verbessern. Begreiflich ist der Widerstand der Kapitalisten gegen jede Arbeiterforderung nur darum, weil Habgucht, unersättliche Habgucht jede Kapitalistenseele beherrscht.

Biedermann über die Albertiner.

Karl Biedermann, Professor an der Universität Leipzig, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Zweiter Band. Leipzig, J. J. Weber. 1858. Seite 87—90, 103—107, 108—111, 123—128.

Auf ihrem Höhepunkt, am Anfange des Jahrhunderts, trägt die Zeit der Ausschweifungen wenigstens den Stempel einer gewissen Unbefangenheit und Frische an sich. Die Biederlichkeit umgibt sich mit einer Art Romanität; die Weichlichkeit, wenn auch innerlich marxlos, prangt doch in Schimmer einer gewissen Mitterlichkeit und vergeudet eine Fülle von Kraft, freilich nur in feinklein, oft läppischen Beschäftigungen. Der Typus dieses ritterlich aufgesetzten Spharitentums, dieser Romanität der Biederlichkeit, ist August der Starke, der erste sächsische König von Polen. Gleich Ludwig XIV. einer der schönsten Männer seiner Zeit und wegen seiner außerordentlichen Körperkraft das Wunder von ganz Europa, besaß er eine Ausdauer und Unermüdblichkeit im Dienste der Liebe, eine Beweglichkeit im Auffuchen und Durchkosten immer neuer Freuden des Lebens, eine Unersehbarkeit bei galanten Abenteuern und eine Keuschheit in der Erreichung seiner ausschweifenden Wünsche, die einer besseren Sache wert gewesen wären. Der Zaumel ewig wechselnder Vergnügungen

war für ihn ein Bedürfnis seines überkräftigen Naturells, welches er nicht, nach dem Beispiele würdigerer Zeitgenossen, eines Peter von Rußland und eines Karl von Schweden, in großen und erften Unternehmungen anstrenge und ermüdete, sondern nur in den leichtesten Kämpfen der Liebe und in annuitigen Spielen der Phantasie zu immer neuen Beisessen anregte. Zugleich aber meinte er, durch die Verbreitung scenischen Man... um seine Person und durch die Anhäufung aller nur denkbaren Lebensgenüsse in seiner Umgebung eine Mission seines königlichen Amtes zu erfüllen. Daher betrieb er alles, was dahin gehörte, mit einem Ernst und einer Hingebung, auf welche freilich Fürsten ehlteren Gepräges, wie die obengenannten beiden, bei eine der Bundesgenosse, der andere der Besieger dieses kleinen sächsischen Sultans, mit lauter oder schlecht verhehlter Verachtung herabbliden mochten. Eine ähnliche Naivität und Stärke der Leidenschaft finden wir noch bei einigen Zeitgenossen Augusts des Starke, zum Beispiel bei Max Emanuel von Bayern und bei jenem Sultan von Karlsruhe, der, inmitten eines Cerails von schönen Mädchen, von denen er stets umgeben war, sich, wie Meisende aus jener Zeit erzählen, „ein David oder Salomon dünnte“.

Später verliert sich diese sprudelnde Kraftfülle und diese Unbefangenheit des fürstlichen Lebensgenusses mehr und mehr. Die Nachahmer eines August des Starke und eines Max Emanuel erscheinen zu ihren Vorbildern ungefähre in einem ähnlichen Verhältnis, wie der fünfzehnte zum vierzehnten Ludwig. Der Zaumel der Vergnügungen dauert zwar fort, aber er hat nicht mehr den frischen Reiz der Ursprünglichkeit; er bedarf eines größeren Aufgebots künstlerischer Mittel, um nicht zu ermatten. Die aufstehenden Kreise des Volkes folgen dem Treiben der Höfe nicht mehr mit der ganzen ungeleiteten Hingebung und Bewunderung wie früher. Die moralische Kritik fängt schon an sich zu regen, und man ist genötigt, sie entweder zu unterdrücken oder sich mit ihr abzufinden. August der Starke konnte noch, als eine seiner Maitresses sich beschwerte, daß der protestantische Popprediger auf der Kanzel gegen sie eifere, lachend erwidern, sie möge den Mann doch reden lassen, es sei ein Recht der Prediger, wöchentlich einmal auf der Kanzel ihrem Herzen Luft zu machen. Diese Triviolität, die auf das Vorrecht der Majestät, wie dem Volke, so selber dem Himmel gegenüber trogte und sich ebensowenig darum kümmerte, ob ihre Taten mit den Forderungen der Religion, als ob sie mit dem Wohle des Landes und den Pflichten des Regentenberufes übereinstimmten, machte bei späteren Fürsten einer affektierten Frömmigkeit Platz, durch die diese Fürsten entweder dem Himmel mit ihren Sünden auslöchen oder doch die öffentliche Meinung blenden zu wollen schienen. Karl Albert von Bayern, Karl Eugen von Württemberg, Karl Theodor von der Pfalz huldigten mehr oder weniger einer solchen Scheinheiligkeit, und selber ein Brühl fand für nötig, den Devoten zu spielen, ließ sich gern in seiner Hauskapelle auf den Knien betend antreffen und schrieb in eigener Person ein Buch unter dem Titel: Die wahre und gründliche Gottseligkeit aller Christen, worin er die Stirn hatte, zu sagen: „Unsre ganze Wohlfahrt besteht darin, wenn es uns in dieser Welt übel geht. Die Scheingüter dieser Erde sind nur für solche Leute, welche keine besseren hoffen und keine wahrhafteren suchen.“

Die Fürsten selbst zogen sich immer mehr in einen durch Etikette und Herkommen eng abgegrenzten Kreis zurück. Wenn August der Starke gern die ganze Residenz, ja das Land weit umher an seinen glänzenden Festen teilnehmen ließ, so schloß sich sein Sohn nicht bloß von jeder Berührung mit dem Volke, sondern selbst mit seinen höfischen Umgebungen so viel wie möglich ab durch die Schranken eines strengen feierlichen Zeremoniells — zum Teil aus Neigung und eigenem Temperament (denn er war ein steifer und gravitätischer Herr und hatte nichts von der unerschöpflichen Lebenslust und Liebenswürdigkeit seines Vaters), zum Teil aus Furcht vor dem allmächtigen Ministers Brühl, der den König von aller Welt abgesperrt zu halten suchte, um ihn allein zu beherrschen.

Jener erste polnische König erinnert bisweilen in der Majestätigkeit seiner Ausschweifungen und seiner Verschwendung, sowie durch seinen überall persönlich eingreifenden Despotismus, an die römischen Imperatoren (freilich mehr an die Nachfolger des Augustus, als an diesen selbst, mit dem ihn gern die feile Schmeichelei gunstbuhlernder Poeten verglich); sein Nachfolger dagegen ähnelt beinahe einem jener letzten Sprößlinge aus dem Hause der Merowinger, deren schwächliche Lüsterheit und Geistessträgheit von allmächtigen Hausmeiern in der feierlichen Abgeschlossenheit ihrer königlichen Paläste, hinter den steifen Formen eines prunkenden Zeremoniells verborgen gehalten ward, oder jener Beherrscher des großen Reichs der Mitte, die, von ihren Mandarinen und einer unantastbaren Etikette bewacht, fast regungslos, nur den eisenen Schimmer der Macht ohne die Macht selber genießen ...

Die ersten Fürsten, die das Beispiel der Maitressenwirtschaft gaben, begnügten sich mit einer einzigen Geliebten. Eine wirkliche, feste, wie auch immer mißleitete Leidenschaft hielt sie an einem Gegenstand ihr ganzes Leben lang, oder doch so lange, als überhaupt ihre Empfänglichkeit für diese zarteren Neigungen dauerte, gefesselt. Die Liebe Johann Georgs zur Reichskönigin, die Liebe Eberhard Ludwigs zur Gräfin, gleichen wirklichen Zueigungen — und wurden auch von den Zeitgenossen dafür angesehen — so leidenschaftlich, so unzugänglich allen Vernunftgründen, aber auch so ausschließlich gegen jede andre Neigung ähnlicher Art traten sie auf. Aber schon der Nachfolger Johann Georgs, August der Starke, dieser königliche Don Juan, zählte seine Liebchaften nach Duzenden und übertraf in der Mannigfaltigkeit und dem raschen Wechsel derselben sogar einen Ludwig XIV. ...

Der Einfluß, den diese unregelmäßigen Zueigungen auf das ganze Wesen der Fürsten ausübte, war ein tiefgreifender und verhängnisvoller. Die meisten derselben vergaßen in den Armen ihrer Geliebten nicht bloß die Pflichten des Regenten, sondern auch die Würde des Fürsten und des Mannes. Inanlich darin ihrem Vorbild, Ludwig XIV., der, wenn auch noch so ausschweifend in der Liebe, doch dadurch nicht behindert ward, die größten Unternehmungen nach außen und die wichtigsten Verbesserungen im Innern seines Landes durchzuführen, ergaben sich diese deutschen Sultane zum größten Teil einer wirklich morgenländischen Weichlichkeit und Latenzlosigkeit, hatten fast nur Sinn für ihre Liebeshändel und die damit in Verbindung stehenden Luftbarkeiten und Zerstreungen und behandelten die Erfüllung ihrer Regentenpflichten wie ein lästiges Nebengeschäft, dem sie sich soweit als möglich zu entziehen suchten. Ihr Beispiel vererbte ihre Diener. Der Troß der Hof- und Staatsbeamten, selber von der höchsten Stellung und Geburt, hüllten slavisch um die Gunst der fürstlichen Geliebten und suchten, weit entfernt, die ungeordneten Leidenschaften ihrer Herren zu bekämpfen, sie vielmehr zu ermuntern und für ihr eigenes Interesse auszubenten. Und die Fürsten waren schwach genug, sich zum Gegenstande solcher Intrige darzubieten und ihre Leidenschaften zum Werkzeug des Eigennutzes oder des Ehrgeizes ihrer Höflinge mißbrauchen zu lassen. August dem Starke ward bei einem Aufenthalte in Warschau von seiner Umgebung, die ihn dem allmächtigen Einfluß der Cäsar entziehen wollten, die Gräfin Dönhoff entgegengeführt, und August, obgleich er den Plan machte und dadurch gegen die Dönhoff eingenommen ward, ließ sich doch am Ende durch die fortgesetzten Bemühungen der Dame und ihrer Verwandten bestücken, machte sie zu seiner Geliebten

und bewilligte der Familie alle die unerschämten Forderungen, welche sie im Laufe dieses Liebeshändels an ihn stellte.

Wie die Erfüllung der öffentlichen Pflichten, so litt auch die persönliche Würde der Fürsten unter einer Leidenschaft, die bei der Wahl ihres Gegenstandes, wie der Werkzeuge und der Mittel ihrer Befriedigung, nicht selten jede Rücksicht, nicht bloß der standesgemäßen Sitte, sondern selber der gewöhnlichsten Schicklichkeit aus den Augen setzte. Derselben Fürsten, die sich sonst mit aller Grandezza einer streifen Etikette umgaben, schauten sich nicht, bei ihren Liebeshändeln zu den größten Vertraulichkeiten mit den niedrigsten ihrer Diener, ja mit Personen von der untergeordnetsten gesellschaftlichen Stellung und dem zweideutigsten Rufe herabzusteigen. August der Starke pflegte mit einer Anzahl junger Kavaliere vom Hofe, Leuten von ebenso lockeren als er, in höchster Vertraulichkeit die gegenseitigen Liebesabenteuer auszutauschen und die Vorzüge der Geliebten eines jeden zu besprechen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Graf Dohm die Schönheit seiner jungen Frau rühmte, die er wohlweislich bis dahin vom Hofe ferngehalten hatte, und der Prinz von Fürstenberg, einer der Vertrautesten des Königs, dem Grafen eine Wette anbot, daß dem von ihm entworfenen Bild seiner Gemahlin die Weichlichkeit nicht entspreche. Der unglückliche Graf, mehr noch, als durch die Aussicht auf Gewinn, durch seine aufgeschaltete Eitelkeit verführt, ließ seine Gemahlin an den Hof kommen, die natürlich bald eine Beute der königlichen Leidenschaft wurde, und erhielt dafür als Entschädigung den Preis der Wette, tausend Dukaten, die der König dem Verlierenden verzeihlich wieder erstete. Ein anderes Mal hörte der König seine Hofleute von einer neu entdeckten berühmten Schönheit sprechen; alsbald berief er den Urheber dieser Entdeckung in sein Kabinett, um die gefundene Spur weiter zu verfolgen. Als er sich in die Dupare verliebt hatte, ließ er beim Intendanten des Theaters für sich, die Dupare und einige andere Tänzerinnen ein Souper vorrichten, ob mit diesen Damen des Theaters zusammen, entfernte sich beim Desser auf einige Zeit mit der Dupare und befahl beim Fortgehen, jeder der Tänzerinnen ein Geschenk an Geld und Kleidern zu reichen.

Solche und ähnliche Vertraulichkeiten, die in jedem andern Verhältnis als eine Entwürdigung der Majestät gegolten hätten, erschienen gerechtfertigt durch diese mächtigste der Leidenschaften, die allein das Vorrecht hatte, die Götter der Erde vollständig als Menschen erscheinen zu lassen, und sie in ihrer größten Schwäche dem Volke zu zeigen, dem von einer edleren Seite nahezutreten, sie sich viel zu vornehm erachteten.

So allgemein anerkannt waren die zarten Verhältnisse der höchsten Personen, daß, als der König von Dänemark zum Besuche bei August dem Starke war, er mit diesem zu der damaligen Maitresse seines königlichen Wirtes, der Gräfin Cosel, fuhr, und bei den Festen, welche ihm zu Ehren gegeben wurden, überall die Chiffer und Devise dieser Dame trug. ...

Das Leben in diesem Kreise glied einem ewigen Rausche. Schon der alltägliche Lauf der Dinge bot einen steten Wechsel von Luftbarkeiten und Zerstreungen dar. Wälle, Konzerte, Spielgesellschaften, Maskeraden folgten sich an vielen Tagen für Tag, nur etwa unterbrochen, je nach der Jahreszeit, durch Jagdpartien, Schläitten- oder Gondelfahrten, den Besuch der verschiedensten Lustschlösser und allerhand Festlichkeiten im Freien. Am Mittag vereinigte gewöhnlich eine reichbesetzte Tafel — an den größten Höfen bis zu 90 und 100 Gedecken alltäglich — die fürstliche Familie mit den fremden Kavaliere, den Hofjungen und sonstigen Eingeladenen zu einem reichen und gewöhnlich lang ausgedehnten Mahle, und am Abend fand sich der glänzende Zirkel in der französischen Komödie oder der italienischen Oper wieder zusammen, wo nach damaliger Sitte die ganze vornehme Welt freien Eintritt hatte. Häufige Besuche zwischen den geliebten, meist unfern von einander gelegenen Höfen, bisweilen größere Reisen, fast immer mit bedeutendem Gefolge und großen Prunk unternommen, bald in ein Bad, bald zu einer der Residenzen in Leipzig oder Frankfurt a. M. (beliebten Sammelpunkten der hohen Aristokratie), brachten weitere Abwechslung in das Leben dieser Kreise. Dazu kamen endlich die vielen außergewöhnlichen Feste, zu denen der Geburts- oder Namenstag des Fürsten oder seiner Maitresse, oder sonst eine Familienfeier — oder die Anwesenheit eines fremden Potentaten, oder auch wohl irgendeine willkürlich herbeigeführte Gelegenheit Anlaß gab. ... August der Starke fand, trotz der Doppeltat der Regierung seiner Erbstaaten und seines polnischen Königreichs, welche auf ihm ruhte, Muße genug, um sich monatlang in höchst eigener Person mit den Vorbereitungen zu den glänzenden Festen zu beschäftigen, mit denen er das Lustlager von Rühberg (1780) umgab, und der glänzende Kreis fürstlicher und adeliger Gäste, welcher diese Feste verherrlichte, sowie das schmückhafte Lob des Mercurio historique, der denselben den Preis sogar vor denen, die Ludwig XIV. einst bei gleicher Gelegenheit zu Compaigne gegeben, zuerkannte, war gewiß für den eiteln Monarchen eine ebenso große Genugtuung, wie eine gewonnene Schlacht oder ein glücklich erreichter Friedensschluß. Jene Festlichkeiten selbst nahmen über einen vollen Monat in Anspruch. Fast ebenso lange dauerten die beim Einzuge der Erzherzogin Josephine, der Braut des Kurprinzen (1719) und die bei der Anwesenheit Friedrich Wilhelm I. und seines Sohnes, des späteren Friedrichs des Großen in Dresden (1728), sämtlich vom König selbst angeordnet und eingeleitet. Ja, bei der Vermählung des Prinzen Christian kamen Hof und Residenz drei volle Monate lang aus dem Zaumel der Luftbarkeiten nicht hinaus. Alle Elemente und alle Naturkräfte wurden bei solchen Gelegenheiten in Kontribution gesetzt; allen Völkern und allen Zeiten entlehnte man Kostüm, Idee und Anordnung der Aufzüge und der Dekorationen: da gab es Venusfeste in den Lustgärten, Dianenfeste in den Hainen, Rymphenfeste auf dem Flusse, Saturnusfeste in den Klüften und auf den Höhen benachbarter Felsgebirge. Der ganze Hof verummte sich abwechselnd in Ritter und Satyrzenen, in Gestalten des griechischen Götterhimmels und in Gestalten aus der nächsten Alltagswelt, Bayern und Vergleute, in französische Schläfer, italienische Fischer und nordische Jäger. An den Sieg der Phantasie und den Triumph des Außerordentlichen, Wunderähnlichen noch zu steigern, tat man der Natur selbst Zwang an. August der Starke ließ beim Lustlager von Rühberg durch 500 Bauern und 250 Veugleute ein ganzes Stück Wald ausroden, um besseren Platz für seine Anstalten zu gewinnen.

Ein Tourist jener Zeit, Herr v. Loen, schildert einen Carneval unter August dem Starke mit folgenden Worten des Erstausworts: „Dresden scheint ein begabertes Land, welches sogar die Träume der alten Vöden noch übertrifft. Man kann hier nicht wohl ernsthaft sein, man wird in die Luftbarkeiten und Schauspiele hineingezogen. Hier gibt es immer Maskeraden, Gelben- und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Wirtschaften, Jagden, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Zeremonien, Grimassen, schöne Karitäten und dergl. m. Alles spielt; man spielt mit und läßt mit sich spielen.“ Es war in der Tat ein lustiges, nichtsnutziges Treiben, worin man sich tagaus tagein bewegte.

Die Fürsten selbst, fortwährend von Weibschwaufen der Schmeichelei und Bergötterung umgeben, schienen sich jenen höheren Wesen des Epiturs gleich zu dünken, die weit über der Erde ein sorgloses und freudenvolles Leben führten. In einem ewigen Wechsel von Vergnügungen und in vollem Gemusse ihrer eignen Erhabenheit schwebend, unbekümmert um das, was tief unter ihnen, in der Spätere der gemeinen Sterblichen, ihrer Unterthanen, vorging, warfen sie höchstens einmal aus ihrer Höhe einen Blick da hinab oder griffen mit einem Wink ihrer